



Pressezentrum

| | |
|----------------|--|
| Sperrfrist: | 26. Mai 2017 11.00 Uhr |
| Projekt: | Hauptvorträge |
| Veranstaltung: | Reformation und Katholizität <i>Was ist das Gemeinsame?</i> |
| Zeit, Ort: | Fr. 11.00 – 13.00, Französische Friedrichstadtkirche, Gendarmenmarkt 5, Mitte (208 b3) |
| Referent/in: | Prof. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Huber, Bischof i.R., Berlin |

1. Rebellisch oder entlaufen

Protestanten gelten als rebellisch oder entlaufen. Diesen Eindruck erweckt zumindest eine Anzeige, die am vergangenen Samstag im Berliner Tagesspiegel zu lesen war. In der Rubrik „Massagen“ fand man dort das Angebot einer „Reformer-Massage“, speziell für rebellische oder entlaufene Protestanten.

Ich hatte keine Gelegenheit dazu, dieses besondere Massage-Angebot für durch den Kirchentag Gestresste auszuprobieren. Mir reichte das Bild vom Protestantismus, das sich in ihm spiegelte. Protestanten sind rebellisch oder entlaufen. Noch heute gilt es für sie als charakteristisch, dass sie gegen die kirchliche Autorität aufbegehren und sich ihr, wenn diese sich nicht eines Besseren besinnt, entziehen. Martin Luther, der „Rebell in einer Zeit des Umbruchs“, gilt dafür als der Prototyp, die „Glaubensspaltung“ gilt als das Resultat. Man kann auch noch anderes über die Protestanten sagen und beispielsweise ihren Hang zum Individualismus, ihre Weltzuwendung aus Glauben oder das Priestertum aller Getauften hervorheben. Aber eines lässt sich schon bei einer ganz oberflächlichen Betrachtungsweise deutlich sagen: Katholisch sind die Protestanten nicht. Noch vor einem halben Jahrhundert war in manchen Teilen Deutschlands deshalb alles ganz einfach: evangelische oder katholische Volksschule, evangelisches oder katholisches Krankenhaus, evangelische oder katholische Bäckerei.

Seitdem haben diese geschlossenen Milieus sich in atemberaubendem Tempo aufgelöst. Nur noch wenige fragen auf dem Weg zum Bäcker, ob die Brötchen evangelisch oder katholisch gebacken wurden. Dennoch gibt es nach wie vor milieuspezifische Prägungen. Besonders deutlich sind die Unterschiede im Verhältnis zur Kirche selbst. Evangelisch heißt: kirchendistanziert; katholisch heißt: kirchenverbunden. Das evangelische Verhältnis zur Kirche zeigt sich am intensivsten dann, wenn man über die Kirche klagt. „Das ist nicht mehr meine Kirche“ ist die intensivste Form, in der Evangelische ihre Kirchenbindung zum Ausdruck bringen. Katholisch ist es, auch dann an der Verbundenheit mit der Kirche festzuhalten, wenn sie einem ärgerlich und beschwerlich geworden ist, ihren stellvertretenden Glauben auch dann noch in Anspruch zu nehmen, wenn man an ihm zweifelt. Die evangelische Kirche ist jedenfalls in einem Sinn noch immer Volkskirche, nämlich als Kirche für das Volk, das nicht zur Kirche geht. Die katholische Kirche ist jedenfalls darin noch immer Weltkirche, dass auch Kirchendistanzierte stolz feststellen, unter den christlichen Kirchen sei die katholische Kirche der einzige „global player“.

2. Was heißt katholisch?

Wenn das Wort „katholisch“ einen verständlichen Sinn haben soll, dann taugt es überhaupt nicht als Konfessionsbezeichnung. Denn „katholisch“ bedeutet „allumfassend“. Nicht einmal dann, wenn alle Christen auf Erden in einem einzigen Kirchenkörper vereinigt wären, hätte man einen Grund, diese Kirche als „katholisch“ zu bezeichnen. Denn „allumfassend“ zielt weiter, nicht nur auf alle Christen, sondern auf alle Menschen. „Katholisch“ ist ein Verheißungswort, nicht eine Konfessionsbezeichnung.

Genau dies hat das Wort „katholisch“ mit dem Wort „evangelisch“ gemeinsam. Denn evangelisch, also auf das Evangelium bezogen, kann ja niemals als eine Bezeichnung verwendet werden, die nur für eine einzige Kirche gilt. „Evangelisch“ bezeichnet immer auch einen Abstand, den man selbstkritisch zur Kenntnis nehmen muss. „Evangelische“ und „Katholische“ sitzen genau in dieser Hinsicht im selben Boot. Wer sich evangelisch nennt, kann so wenig mit sich selbst zufrieden sein, wie jemand, der sich katholisch nennt. Beide Bezeichnungen haben das Rebellische gemeinsam: so, wie es ist, kann es nicht bleiben. Beide sollten sich deshalb an den Rat halten, den der deutsch-iranische Schriftsteller Navid Kermani allen Glaubenden gegeben hat: Man kann die eigene Religion nicht selbstgerecht verteidigen. Kermani sagt: „Die Liebe zum Eigenen – zur eigenen Kultur wie zum eigenen Land und genauso zur eigenen Person – erweist sich in der Selbstkritik. Die Liebe zum anderen – zu einer anderen Person, einer anderen Kultur und selbst zu einer anderen Religion – kann viel schwärmerischer, sie kann vorbehaltlos sein. ... Die Selbstliebe hingegen muss, damit sie nicht der Gefahr des Narzissmus, des Selbstlobs, der Selbstgefälligkeit unterliegt, eine hadernde, zweifelnde, stets fragende sein.“ Wie wäre es, wenn

wir dieses Hadern, diesen Zweifel, dieses Fragen als das Gemeinsame von „evangelisch“ und „katholisch“ anerkennen und auf dieser Grundlage sagen würden: Was uns eint, ist wichtiger als das, was uns trennt? Ja mehr noch, wenn wir die Kultur der Deutschen als eine Kultur der Selbstkritik und der Selbstbefragung verstehen würden – ja, dann könnte ich mich sogar mit dem Wort „Leitkultur“ anfreunden.

Schauen wir unter diesem Gesichtspunkt die Worte „evangelisch“ und „katholisch“ noch einmal an:

Das Wort „evangelisch“ verweist auf das Evangelium Jesu Christi als den Grund der Kirche. Mit den Worten der Barmer Theologischen Erklärung von 1934: „Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, ist das eine Wort Gottes, das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben.“ Demgemäß ist die Kirche eine Gemeinschaft, „in der Jesus Christus in Wort und Sakrament durch den Heiligen Geist als der Herr gegenwärtig handelt“ (Barmen III). Oder noch kürzer und mit einem Ausdruck Dietrich Bonhoeffers: Die Kirche ist „Christus als Gemeinde existierend“.

Das Wort „katholisch“ verweist darauf, wie dieser Grund der Kirche sich in ihrer Gestalt Ausdruck verschaffen will. Um diese Brücke zu beschreiben, hat die frühe Christenheit Wesenseigenschaften herausgestellt, die für die Kirche in der Vielfalt ihrer Formen verpflichtende Bedeutung haben. Das Apostolische Glaubensbekenntnis hat diese Wesenseigenschaften auf zwei konzentriert: nämlich die Einheit und die Katholizität. „Ich glaube an die eine katholische Kirche.“ Das Bekenntnis von Nicaea und Konstantinopel, den beiden ersten ökumenischen Konzilien des vierten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung, hat ausführlicher von vier derartigen Attributen gesprochen: „Wir glauben an die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche.“

Ist die Kirche, zu der wir uns im Glauben bekennen, eine oder mehrere? Für diese Frage ist es ein nicht nur hilfreicher, sondern aufrüttelnder Test, ob wir im Glaubensbekenntnis mit denselben Worten von der Kirche sprechen können. Das ist im deutschen Sprachbereich bis zum heutigen Tag nicht der Fall. Zwar gehört es zu den großen ökumenischen Fortschritten des letzten halben Jahrhunderts, dass die Kirchen in Deutschland sich auf einen gemeinsamen Wortlaut des Vaterunser verständigt haben. Auch im Blick auf das Glaubensbekenntnis haben sie das versucht. Es ist auch weithin gelungen. Doch eine unüberwindbare Grenze war erreicht, als es um das Wort „katholisch“ ging. Die evangelische Seite wollte auch weiterhin im Apostolischen Glaubensbekenntnis von der „einen christlichen Kirche“, im Bekenntnis von Nicaea und Konstantinopel dagegen von der „einen, heiligen, allgemeinen und apostolischen Kirche“ sprechen. Auf der evangelischen Seite wird das Wort „katholisch“ in beiden Bekenntnissen also mit verschiedenen Worten wiedergegeben, mit „christlich“ im einen und „allgemein“ im anderen Fall.

Man sieht daran: Die evangelischen Kirchen tun sich mit der Katholizität noch schwerer als mit der Einheit. Deshalb weicht man diesem Wort bis zum heutigen Tag aus. Doch es durch „christlich“ zu ersetzen, mag historisch verständlich sein, rechtfertigen lässt es sich nach meiner Auffassung nicht. Denn das Attribut des Christlichen – also des „zu Christus Gehörens“ – verweist auf den Grund der Kirche schlechthin und taugt deshalb nicht als ein Attribut unter anderen.

Die Lösung, „katholisch“ mit „allgemein“ wiederzugeben, ist auch nicht sehr überzeugend. Denn dadurch verschwimmt der Unterschied zwischen dem Attribut der „Einheit“ und demjenigen der „Katholizität“. Manche evangelische Aussagen zur Katholizität laufen deshalb darauf hinaus, dass die „Einheit“ der Kirche und deren „Katholizität“ mehr oder minder in eins fallen. Es geht um die eine Kirche für (möglichst) alle. Damit aber bekommt die Einheit den eindeutigen Vorrang vor der Katholizität. Eine Spannung zwischen beiden Attributen kann gar nicht entstehen. Doch wer von dem „allumfassenden“ Charakter der Kirche redet, muss sich bewusst machen, dass auf diese Weise höchst Unterschiedliches umfasst wird. Das „Katholische“ der Kirche nimmt also die Vielgestaltigkeit in den Blick, die in der einen Kirche Raum finden soll. „Katholisch“ in diesem Sinn bedeutet: Respekt für die Pluralität in der Einheit. Die Vielfalt und Vielgestaltigkeit der Sprachen, Weltgegenden oder Frömmigkeitsformen, in denen Gottes Wort gehört, die Sakramente gefeiert und zu Gott gebetet wird, werden anerkannt. Im römisch-katholischen Bereich wurde ein Durchbruch zu einem solchen Verständnis des Katholischen mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil angebahnt. Die Feier des eucharistischen Gottesdienstes in der Landessprache wurde dafür zum Symbol. Wenn das Attribut der Einheit das Verbindende in der weltumspannenden Gemeinschaft der Christenheit unterstreicht, dann dasjenige der Katholizität die Verschiedenheit, die in dieser Einheit Raum findet. Katholisch bedeutet eben nicht „allgemein“, sondern „allumfassend“.

Eigentlich müssten gerade Evangelische Sinn dafür haben, dass Katholizität die Vielfalt in der Einheit bedeutet. Neuerdings haben evangelische Kirchen auch den Mut gefasst, beherzt von der Katholizität zu sprechen. So hat die Gemeinschaft evangelischer Kirchen in Europa im Jahr 1994 einen Vorschlag für ein gemeinsames evangelisches Verständnis der Kirche ausgearbeitet. Dabei knüpft sie ausdrücklich an die vier Wesenseigenschaften der Kirche in der frühchristlichen Bekenntnistradition an. Zur Katholizität der Kirche sagt sie: „Weil die Kirche ihren Ursprung im Wort Gottes als dem Heil der ganzen Welt hat, ist sie nicht durch natürliche menschliche Gemeinschaften begrenzt, sondern als von Gott geschaffene Gemeinschaft allumfassend (katholisch). Das Leben der Kirche ist Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott. Christen und Kirchen stehen damit

vor der Aufgabe, diese Gabe Gottes in der Gestaltung ihres Lebens erfahrbar zu machen in der Überschreitung nationaler, rassischer, sozialer, kultureller und mit der Geschlechtszugehörigkeit gegebener Grenzen. In ihrer Katholizität ist die Kirche die Verheißung einer alle Menschen umfassenden Gemeinschaft.“

Dieses Verständnis von Katholizität ist der Grund dafür, dass die Kirchen sich jeder Diskriminierung aus nationalen, rassischen, sozialen kulturellen oder mit der Geschlechtszugehörigkeit verbundenen Gründen widersetzen. Nicht zeitgebundene „political correctness“, sondern der Vorschein einer Gemeinschaft aller Menschen in der Katholizität der Kirche ist der Grund für prophetische Einsprüche im Namen der gleichen Würde aller Menschen – wo immer diese gleiche Würde durch Worte oder Taten verletzt wird. Und das geschieht nicht nur anderswo, es geschieht auch bei uns. Und alle Kirchen wissen aus ihrer eigenen Geschichte, wie oft sie sich selbst an diesem Maßstab versündigt haben. Es bleibt ihnen deshalb gar nichts anderes übrig, als ihre Sünde zu bekennen und sich zur Umkehr rufen zu lassen. Die erste von Martin Luthers 95 Thesen, in diesem Jubiläumsjahr wieder und wieder zitiert, gilt deshalb nicht nur für die einzelnen Christen, sondern ebenso auch für die Kirche: „Als unser Herr und Meister Jesus Christus sagte: ‚Tut Buße, denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen‘, wollte er, dass das ganze Leben der Glaubenden Buße sei.“

Die mangelnde Achtung vor der Verschiedenheit der Menschen kann, so zeigt sich, genauso ein Verstoß gegen den katholischen Charakter der Kirche sein, wie der mangelnde Wille zur Gemeinschaft einen Verstoß gegen die Einheit der Kirche bildet. Wer beide Verstöße vermeiden will, darf also Einheit nicht als Uniformität und Verschiedenheit nicht als Verzicht auf Gemeinschaft verstehen. Der Ökumenische Arbeitskreis evangelischer und katholischer Theologen sagt deshalb in seinem eindrucksvollen Votum zu 500 Jahren Reformation: „Wo legitime Verschiedenheiten in einer Uniformierung zu wenig Raum erhalten oder unzulässige Ausgrenzungen geschehen, da wird die Katholizität der Kirche bedroht.“

Ein ökumenischer Geist tritt uns in diesem Votum entgegen, der „die Pluralität der Kirchen eher als Anlass zur Wertschätzung denn als Grund zur Besorgnis“ wahrnimmt. Wird Katholizität als die Verpflichtung verstanden, in der Vielfalt das Verbindende zu erkennen und diese Vielfalt nicht durch Uniformität, sondern durch die Orientierung an der „sammelnden Mitte“ des Glaubens zusammenzuhalten, dann ist der Gedanke einer evangelischen Katholizität genauso nahe wie der komplementäre Gedanke einer katholischen Pluralismustauglichkeit. Dabei wird die Orientierung an einem übergreifenden Konsens den Reichtum unterschiedlicher Prägungen nicht schwächen, sondern ihm die Richtung weisen. Wenn unsere Kirchen gemeinsam Christus als das „versammelnde Zentrum“ bekennen, werden unterschiedliche Akzente und Profile dieses Zentrum nicht in Frage stellen, sondern zum Leuchten bringen. Wer die ökumenische Gemeinschaft stärken will, ist gut beraten, das einzubringen, was ihm selber wichtig ist, anstatt es abzuschleifen und unerkennbar zu machen. Die Summe dessen, was uns an unserem Glauben wichtig ist, macht die Gemeinschaft der Kirchen überzeugend. Allgemeine Undeutlichkeit dagegen nützt der Einheit nicht; und sie verletzt die Katholizität.

3. Unverzichtbare Gemeinschaft

Mein Bild von der Gemeinschaft der Kirchen orientiert sich an einem biblischen Text, den ich gern als das Hohe Lied der Einheit bezeichne. Er findet sich im 4. Kapitel des Epheserbriefs: „Ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seid zu einer Hoffnung eurer Berufung; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe; ein Gott und Vater aller, der da ist über allen und durch alle und in allen“ (Epheser 4, 4-6).

Dieser biblische Bekenntnissatz bezeugt eine ökumenische Wirklichkeit, die mit dem christlichen Glauben selbst mitgegeben ist. Der eine Herr lädt dazu ein, ein Leib zu sein. Der eine Glaube verpflichtet dazu, sich vom Geist der Wahrheit und der Versöhnung leiten zu lassen. Die eine Taufe macht alle Getauften zu Zeugen der einen Hoffnung.

So wie die Taufe den Anfangspunkt der christlichen Existenz bildet, so wie der Glaube den christlichen Lebensvollzug begründet, so wie der eine Herr den Glaubenden stets vorangeht, so ist es auch mit der ökumenischen Gemeinschaft. Sie steht nicht zur Disposition; sie ist nicht ins Belieben gestellt. Es handelt sich nicht um eine Entscheidung, welche die Glaubenden treffen oder auch unterlassen könnten. Es handelt sich auch nicht um ein Ziel, das mit größerer oder geringerer Energie angestrebt werden kann. Die Zusammengehörigkeit der Christen und der Kirchen ist vielmehr mit dem Fundament ihres Bekenntnisses selbst mitgegeben: ein Herr, ein Glaube, eine Taufe. Deshalb spreche ich von „unverzichtbarer Gemeinschaft“.

Die christlichen Kirchen bringen die ökumenische Wirklichkeit nicht durch ihre eigenen Anstrengungen hervor; sie ist ihnen vielmehr vorgegeben. Sie sehen sich allerdings vor die Frage gestellt, ob sie dieser vorgegebenen Wirklichkeit entsprechen oder sie verfehlen. In diesem Sinn spreche ich von einer Ökumene des Indikativs. Eine solche Ökumene des Indikativs sagt, was die Kirchen ökumenisch sind, bevor sie fordert, was sie ökumenisch werden sollen. Durch die Erinnerung an das, was der Christenheit gemeinsam anvertraut ist, wird die Berufung dazu verdeutlicht, gemeinsam zu werden, was wir sind: Leib Christi. Es geht um die Aktualisierung einer

vorgegebenen Realität. Natürlich gehört dazu auch das notwendige Maß an ökumenischer Ungeduld. Wir alle warten auf den Tag, an dem wir die uns geschenkte Gemeinschaft in eucharistischer Gastbereitschaft feiern können, wie wir schon jetzt die Taufe wechselseitig anerkennen. Auf dem Weg zum dritten ökumenischen Kirchentag in Frankfurt 2021 wird diese Erwartung hoffentlich eingelöst. Aber schon jetzt feiern wir das, was uns anvertraut ist. Ökumenische Zusammengehörigkeit kann sich nicht im kleinlichen Verharren beim Unerledigten erschöpfen. Dankbarkeit für das Erreichte ist ein besserer Ansporn zu weiteren Schritten!

Grenzüberschreitende Einheit gehört zum Wesen der Kirche. Mit ihr lässt es sich nicht vereinbaren, dass das Evangelium nur für eine Kirche in Anspruch genommen wird. Aber ebenso wenig kann die Katholizität nur für eine Kirche behauptet werden. Vielmehr müssen wir uns dafür öffnen, dass auch in anderen Kirchen auf das Evangelium gehört wird und dass auch andere sich darum bemühen, dass es alle Menschen erreicht. Niemand von uns muss deshalb bestreiten, dass das Katholische auch in anderen Kirchen verwirklicht werden kann. An die Stelle solcher Abgrenzungen kann vielmehr eine Ökumene der Freundschaft und des wechselseitigen Respekts treten.

Nicht nur in aktuellen Aussagen zu politischen Fragen oder in prominenten ökumenischen Sympathiebezeugungen zeigt sich eine solche Ökumene der Freundschaft und des wechselseitigen Respekts. Sie lebt in den Gemeinden, in Initiativgruppen, in Kommunitäten und nicht zuletzt in ökumenischen Familien, die für die Ökumene der Zukunft zum Vorbild werden sollten, statt dass man sie immer wieder zum Problemfall erklärt. Die Ökumene der Freundschaft und des wechselseitigen Respekts zeigt sich aber auch in grundlegenden Verständigungen, beispielsweise über die Bedeutung der Rechtfertigung allein aus Gnade oder über die wechselseitige Anerkennung der Taufe. Vergleichbare Erfahrungen gibt es auch im praktischen Handeln der Christen. So hat die Migrationskrise ungeahnte Kräfte ökumenischen Zusammenwirkens frei gesetzt. Auch dieses Erlebnis gibt Grund zu einer Ökumene der Dankbarkeit. Gerade wenn wir das Erreichte würdigen, wenn es auch kirchenamtlich rezipiert wird, können wir beherzt auf weitere Schritte hoffen.

Zur Ökumene der Dankbarkeit gehört die Einsicht: Wir sind Christen, bevor wir evangelisch oder katholisch sind. Das gemeinsam Christliche ist wichtiger als konfessionelle Trennungen. Aber Christ ist man nicht im luftleeren Raum, sondern in der bewussten Aneignung einer bestimmten Tradition. An der reformatorischen Tradition, in der ich lebe, sind mir das Vertrauen auf Gottes Gnade, die gemeinsame Verantwortung aller Getauften und die Lebensform verantworteter Freiheit besonders wichtig. Sie möchte ich gern einbringen in eine Gemeinschaft der Kirchen, in der Vielfalt nicht als Bedrohung, sondern als Reichtum verstanden wird. Wenn wir uns um Jesus Christus versammeln und an sein Wort halten, brauchen wir vor der Vielfalt keine Angst zu haben. Wenn diese Angst vergeht, erkennen wir, dass wir in unserer Verschiedenheit zusammengehören. Dann sind wir alle – in unserer bleibenden Verschiedenheit – evangelisch und katholisch zugleich.

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Namensnennung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 4.0 International Lizenz, <http://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/>